

»Nie und nimmer! Ich lass mich doch nicht von dieser Frau ausnehmen. Sag ihr, sie kann unser Zeug behalten. Wahrscheinlich würde es weniger kosten, das Ganze bei H&M neu zu erstehen.«

»Es würde weniger kosten, nach Hause zu fliegen.«

Jem griff nach ihrem Handy. »Das zahlen wir nicht«, sprach er in das Gerät.

Vittoria spitzte den Mund, las, was auf dem Display stand, und stellte den Ton lauter. Sie zuckte mit der Schulter auf eine Weise, wie es Italiener gelegentlich tun, wenn sie jemanden zur Weißglut bringen wollen, lachte und tippte eine neue Zahl in den Taschenrechner. Sie hatte 20 Euro abgezogen.

»Das zahlen wir auch nicht. Sie betrügen uns.«

Vittoria hörte auf die emotionslos mechanische Stimme, grinste süffisant und warf beide Hände in die Luft. Gleichzeitig sprach sie in die App.

»Es gibt einen Bankautomaten um die Ecke«, erklärte die Stimme.

Es war, als führten C-3PO und Stephen Hawking das passiv-aggressivste Gespräch, das ich je erlebt hatte. Vittoria tippte auf ihre Uhr und hatte nicht die geringste Absicht nachzugeben. Ihr Laden war dabei zu schließen. Sie bot einen weiteren 10-Euro Rabatt und schob unser Kleiderbündel aus unserer Reichweite. Ich war kurz vorm Explodieren, denn ich wusste, dass Vittoria sich die Hilflosigkeit zweier Ausländer ohne Italienischkenntnisse zunutze gemacht hatte. Schweißgebadet von der kochenden Hitze und meiner ebenso kochenden Wut zog ich Jem aus dem Laden und machte mich auf die Suche nach dem Bankautomaten.

»Wir haben keine andere Wahl, als das zu zahlen, sonst gibt die uns nie unsere Klamotten zurück.«

»Okay. Aber eines kann ich dir sagen: Heute Nacht komm ich zurück und schmeiß einen Ziegelstein durch ihre Scheibe.«

Nach der Sache mit der Wäsche hatten wir unser Budget für Europa mehr als verbraucht. Der Vorfall hatte einen Schatten über unseren Abschied von Europa geworfen, und wir machten uns auf den Weg durch die Schweiz und Deutschland, durch Litauen und Lettland; von dort wollten wir den Zug von Riga nach Moskau nehmen. In dem Zug von Mailand nach Zürich saß mir am Tisch gegenüber ein auffällig von Kopf bis Fuß schwarz gekleideter Mann, vor sich eine Flasche Wein. Es war Mitte Juni, er trug ein schwarzes T-Shirt und schwarze Hosen mit tiefem Schritt. Mit seinem grauen Bart und den dunklen Augen sah er aus, als sei er einem Film noir entsprungen. Er schaute immer wieder hoch, und mir war klar, dass er mit unverhohlenem Interesse unserem Gespräch über Moskau zuhörte. Wie sich herausstellte stammte Mark aus Stoke Newington im Londoner Bezirk Hackney und war auf dem Weg zu Recherchen für eine Story für das *Sunday Times Style*-Magazin.

»Sie fahren also nach Moskau?« Sein Ton stimmte mich nicht gerade hoffnungsfroh.

»Ja, wir waren noch nie da. Sie?«

»Ha!« Mark warf den Kopf zurück, verschränkte die Arme über der Brust und lachte. »Ich war das letzte Mal 1987 dort, auf einem Trip mit meinen Kommilitonen von der Filmhochschule.« Der Gedanke ließ ihn sichtlich schauern. »Die Geschichtsstudenten waren auch dabei – und die beiden Gruppen hassten sich. Es war eine grässliche Reise. Am Schluss wurde ich von russischen Straßenzugs verfolgt, die in unserem Hotelzimmer verhaftet worden waren.«

»Was? Warum waren die denn überhaupt in Ihrem Zimmer?«

»Die zwei Typen erschienen plötzlich wie aus dem Nichts und fragten, ob wir irgendwas brauchten: Flaggen, Champagner, Pelzmützen, alles Schwarzmarktzeug.« Mark goss den Rest seines Weines in sein Glas, schüttelte die Flasche ein wenig, damit auch der letzte Tropfen herausfloss. »Mein Freund André und ich beschlossen, eine Party in unserem Zimmer zu veranstalten, so eine Art improvisierter Basar mit all den Militäruniformen und den Klamotten, die sie uns andrehen wollten. Ein gewisser Prozentsatz von jedem Verkauf sollte an uns gehen. Die anderen aus der Filmhochschule kauften das Zeug tonnenweise. Na ja, und dann kam die Polizei, und die Jungs mussten türmen. Somit behielten wir all ihren Kram.«

»Na, das ist ja auch nicht die feine Art.«

»Irgendwann gaben wir die Sachen zurück, nachdem sie uns drei Tage lang durch Moskau verfolgt hatten und sich bei unserem Hotel herumtrieben, um uns auf der Straße abzufangen.«

»Wir haben nicht viel Zeit in Moskau«, sagte Jem, »nur ein paar Tage. Wir nehmen die Transsibirische beziehungsweise Transmongolische Eisenbahn nach Peking, und die fährt nur an bestimmten Wochentagen ab.«

»Das ist wahrscheinlich das Beste«, antwortete Mark und kniff die Augen zu. »Russen sind in der Regel nicht gerade herzlich zu, nun, wie soll ich es ausdrücken, Leuten mit Ihrer ...«

»Hautfarbe?«, schlug ich vor.

»Ja, genau«, sagte Mark erleichtert.

»Sie sind nicht der Erste, von dem wir das hören«, warf Jem ein.

Jems Mutter stammte aus Malaysia, sein Vater war halb schottisch, halb litauisch. Die malaysische Seite hatte den Krieg der Gene gewonnen, sodass Jem die gleichen schwarzen Haare und braunen Augen wie ich hatte.

»Na, wer weiß. Dinge ändern sich ja auch«, meinte Mark. »Wir nahmen damals den Zug von Moskau nach Leningrad, und ich erinnere mich noch, wie stickig heiß der war«, sagte er. »Ich war so deprimiert, lag in meiner Koje und hörte die Party im Abteil nebenan. Dort war nämlich der Junge, den ich anbetete. Ich war die ganze Woche schlecht gelaunt und heulte die ganze Zeit, weil ich total verknallt in ihn war und er mit einem Mädchen schlief. Wenn ich nur daran denke, wie ich dalag in meinem lächerlichen John-Flett-Kaschmirmantel, voller unerwidelter Liebe.

Großer Gott, dieser Zug!« Mark vergrub das Gesicht in seinen Händen, und mein Enthusiasmus für Russland löste sich merklich in nichts auf. »Ich weiß noch genau – unsere mickrigen kleinen Plastikbeutel mit gekochten Eiern und irgendwelchem komischen Zeug, das wir auf dem Bahnhof gekauft hatten. Wir glaubten, wir würden an Unterernährung sterben, und lebten von einer Familienpackung Keksen, die meine Freundin Ceri mitgebracht hatte. Ich hatte das wohl alles in meinem Gedächtnis vergraben, aber jetzt fällt es mir wieder ein: Sie hatte auch eine Orange, und wir bekamen jeder einen Schnitz.«

»War die Verpflegung an Bord denn so schlecht?«, fragte ich.

»Schwarzbrot und Eier, die in Öl schwammen. Nehmt euch bloß eigenen Proviant mit. Ich weiß noch, wie Ceri mir auf die Hand schlug, weil ich nach den Keksen gegriffen hatte, und schrie: ›Finger weg! Wir müssen die rationieren!« Mark lehnte sich zurück und schaute aus dem Fenster. »Ich erinnere mich auch noch daran, dass ich damals eine Nachricht an meinen Vater nach Hause schickte mit der Bitte, mir am Flughafen eine Flasche Perrier und frisch gepressten Orangensaft mitzubringen, weil es das alles in Russland nicht gab. Ich kann bis heute keinen Mangosaft mehr trinken, weil das alles war, was die hatten, und es erinnert mich immer an diese lange, lange, lange Woche. Aber immerhin brachte ich eine luxuriöse Kaninchenfellmütze mit heim.«

Der Gedanke an fünf Tage an Bord eines Zuges, mit nichts zu essen als Schwarzbrot, öligen Eiern und Keksen und nichts zu trinken als Mangosaft, reichte völlig, damit mir schlecht wurde. Ich nahm mir vor, vorm Einsteigen in die Transmongolische Eisenbahn jede Menge Lebensmittel einzukaufen.

»Meine bleibende Erinnerung an den Trip ist, wie entsetzlich deprimierend Moskau ist. Soviel ich weiß, ist die Stadt immer noch ein Drecksloch. Ich konnte mich bisher nicht dazu überwinden, noch einmal dahin zu fahren. Einer der Geschichtsstudenten schrieb was darüber, die haben eine ganze Seite daraus gemacht in der *Daily Mail*. Ich hab das noch irgendwo.«

Ein paar Nächte später lagen Jem und ich auf unseren Liegen wie tote Fische, als unser Zug von Riga nach Moskau in der Dunkelheit dahinschwankte. Die Decke bis zum Kinn hochgezogen, starrte ich auf die Koje über mir, in der ein Skinhead im Unterhemd schlief; sein Handgelenk baumelte über die Seite der Liege. Es war fast so dick wie mein Oberschenkel. Ich starrte auf die Hand, die sich im Rhythmus mit dem Zug bewegte, und es graute mir vor den nächsten Tagen. Ich hoffte immer noch, dass Mark mit seinem Urteil über Moskau falschgelegen hatte. Schließlich war er seit fast 30 Jahren nicht dort gewesen, es musste sich ja seit damals einiges verändert haben.

Keiner von uns beiden konnte schlafen, mit unseren Gedanken waren wir bei der bevorstehenden Zoll- und Passkontrolle an der Grenze. Wir wagten es aber nicht,

miteinander zu sprechen, um unseren Abteilgenossen nicht zu wecken. Der Zug fuhr jetzt langsamer, für eine Ewigkeit, wie es schien, und kam schließlich ächzend und quietschend zum Stillstand. Sofort waren undeutliche Stimmen und Schritte zu hören, und jemand fuchtelte mit einer Taschenlampe durch das Fenster ins Abteil. Eine Frau schrie auf, als ein Schäferhund den Gang entlanghechelte und sich dabei so heftig gegen die Leine aufbäumte, dass er sich fast strangulierte. Zuerst richtete er sich vor Jem auf, dann beschnüffelte er meine Schlafkoje. Jem setzte sich starr vor Schrecken gegen die Wand, seine Decke war auf den Boden gefallen. Jemand blendete mich mit einer Taschenlampe und sagte etwas, das ich nicht verstand. Wir händigten unsere Pässe aus und warteten bewegungslos ab. Der Hund zerrte immer noch an seiner Leine. Auf dem Gang waren weitere Schritte zu hören. Ein Zollbeamter stellte sich vor unsere Liegen, verschränkte beide Arme in der Luft und bedeutete uns, aufzustehen. Er warf unser gesamtes Bettzeug auf den Boden, hob die Liegen an und prüfte den Raum, wo unser Gepäck verstaut war. Nachdem er alles durchwühlt hatte, signalisierte er uns, uns wieder hinzusetzen. Der erste Beamte gab uns unsere Pässe zurück und blickte uns noch einmal ins Gesicht. Dann zog er an der Hundeleine und ging zum nächsten Abteil.

»Wir waren die einzigen, die kontrolliert wurden«, flüsterte Jem.

»Wir sind auch die einzigen mit brauner Haut«, wisperte ich zurück.

Jems Hände waren wie Eisklötze. Er hasste Hunde. Und selbst ich, die Hunde mochte, hatte mir fast in die Hose gemacht, als ich die Hitze und den Speichelgeruch des Hundes so nah an meinem Gesicht fühlte. Der Zug setzte sich quietschend wieder in Bewegung, in Richtung Russland. Das Schnarchen unseres Abteilgenossen wurde tiefer und irgendwann drehte ich mich zur Seite und schlief ein. Wir wollten ja Abenteuer erleben – und ich hatte das Gefühl, dass wir nicht zu kurz kommen würden.

2 | Die Welt ist klein

Das »Bomben« von Zügen ist in Moskau weit verbreitet. Pendlerzüge und innerstädtische Routen sind die Hauptziele, besonders neue Waggon, die gerade in Betrieb genommen wurden. Man braucht gute Nerven, Geschicklichkeit und schnelle Reaktionen, um Züge zu bomben, denn das Risiko, verhaftet zu werden, ist hoch. Der Adrenalinkick jedoch, verbunden mit dem Respekt der anderen Crews, schürt die Sucht. Pläne erfordern Präzision. Die Crews checken die Routen der Polizei, studieren Zugpläne, finden Versteckmöglichkeiten und hecken Fluchtwege aus, für den Fall, dass irgendwas schief läuft. An einem grauen Nachmittag traf es auch uns: Auf dem Rückweg von Kubinka nach Moskau kam der Zug ächzend zum Stehen, maskierte Männer erklimmen die Seiten so behände, als gehörten sie zu einer Sondereinheit des britischen SAS, und flitzten von einem Ende des Wagens zum anderen. Inmitten des schwachen Rasseln und Zischens der Sprühdosen konnte ich den Dunst der frischen Farbe riechen. Bevor wir überhaupt voll erfassten, was passierte, sprangen die Zugbegleiter hinunter und jagten die Crew weg, aber nicht bevor die Gruppe ihre fetten schwarz umrandeten Neontags hatte anbringen können.

Russische Graffiti-Sprayer sind Teil einer wachsenden Gemeinschaft von Straßenkünstlern, von denen viele ihre Arbeit als Ausdruck ihres Widerstands gegen das System verstehen. Die staatlichen Behörden verlieren keine Zeit, die Graffiti wieder zu entfernen. Damit wird das Bomben von Zügen für die Sprayer besonders attraktiv, weil sie die Waggon als mobile Galerien behandeln und mit Stolz auf ihre durch die Stadt rollende Kunst blicken. Diese Allgegenwärtigkeit von Graffiti auf allen Zügen versetzte mich überall im Land in schlechte Laune. Natürlich sah man hin und wieder ein intelligent platziertes Tag, aber die meisten Werke gingen nicht über Frauenhass oder Vandalismus hinaus – das erwachsene Gegenstück zu einem Pimmel, den ein Schüler mit einem Zirkel in seine Schulbank ritzt. Während wir darauf warteten, dass sich der Zug wieder in Bewegung setzte, fiel mir direkt neben einem wulstigen wütenden »SLUT« (Schlampe) das gleiche UTOP-Tag auf, das ich schon zuvor auf der Strecke bemerkt hatte. Ich fragte mich, ob es sich um das Zeichen einer politischen Bewegung handelte oder ob es einfach die russische Übersetzung von »Slut« war. Beim Googeln stieß ich auf ein zweiminütiges Musikvideo der UTOP-Crew, in dem die Sprayer mit Elektrowerkzeugen und